

## Kritische Spaziergänge.

### XVI. Ein Abenteurer und sein Werk.

Untersuchungen und Feststellungen von P. Ansgar Pöllmann, O. S. B.

#### VI.

##### Das katholische Mäntelchen.

Den ersten „katholischen“ Satz schrieb Karl May schon auf den ersten Seiten seines größeren selbständigen Werkes. Er lautet: „Da ist zunächst Senora Klarissa, eine sehr entfernte Verwandte des Hauses. Sie ist Oberin des Stiftes der Karmeliterinnen zu Saragossa und zugleich die Duenna der jungen Gräfin, da dieselbe keine Mutter mehr besitzt. Schwester Clarissa ist sehr fromm, wird aber von Contezza Rosa nicht geliebt.“ (S. 11.) Der Roman ist bei H. G. Münchmeyer zu Niedersedlitz- Dresden erschienen und trägt den verheißungsvollen Titel: „Waldröschen oder die Verfolgung rund um die Erde. Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft. Band I. Die Tochter des Granden.“ Über die „Frömmigkeit“ der Schwester oder „Stiftsdame“, wie sie zur Abwechslung auch genannt wird, hören wir schon wenige Seiten später (S. 25) folgendes: „Die Stiftsdame trug gewöhnlich ihr schwarzes Ordenskleid, jetzt aber hatte sie ein duftiges Negligé angelegt, das einer Tänzerin alle Ehre gemacht haben würde. Ihre Gestalt war stark und voll, und die Gesichtszüge der beinahe Fünfzigjährigen waren grob und unweiblich, wozu noch der unschöne Umstand kam, daß das eine ihrer Augen etwas schielte.“ Und jetzt entpuppt sich die Schwester Clarissa als ein Scheusal, das um einer Erbschaft willen den Advokaten Cortejo, von dem sie ein illegitimes Kind hat, nicht nur zu mehrfachem Morde anstachelt, sondern als „Engelmacherin“ selbst mit Hand anlegt und zwar stets „mit einem frommen Augenaufschlage.“ Bald tritt auch ein Dominikanerpater auf, dem der kongeniale Zeichner einen langen Bart und einen Kapuzinerhabit gegeben hat (S. 326 ff.) Er reicht einem Sterbenden die Sakramente, ganz nebenher, die Hauptsache seines Erscheinens besteht in Dingen, die mit dem Ordensberufe nicht vereinbar sind. Erst die Beicht, dann die letzte Ölung, womit der Mönch komischerweise wartet, bis sich die Züge des Sterbenden zu verändern beginnen (S. 328), von der hl. Wegzehrung keine Rede. Aber lassen wir es bei diesen Proben bewenden. Sie zeigen zur Genüge, wes Geistes Kind ihr Autor ist. Sie erklären zur Genüge, weshalb die Mitglieder eines hochadeligen Hauses in Karl May nach etwa zwanzig Jahren, nachdem er seinen „Enthüllungsroman“ geschrieben hatte, einen religiös ganz ungebildeten Menschen entdeckten. Sie hatten ihn als Katholiken eingeladen, und als solcher trat er auch auf: er erzählte, wie er Winnetou nach seinem Tode getauft habe, und wie er, Karl May, die Liebkosungen seines Schutzengels physisch empfinde.

Doch da schallt mir aus dem Kreise der Mayleser ein lautes „Halt!“ entgegen. Es ist „gerichtlich“ festgestellt, daß Münchmeyer und sein Nachfolger Fischer die Mayschen Kolportageromane durch unsittliche Zusätze in einen Zustand versetzt haben, daß sie nicht mehr dem Verfasser aufs Kerbholz gesetzt werden dürfen. Von einer „gerichtlichen Feststellung“ weiß ich zwar nichts und kann mir auch gar nicht denken, wie ein paar Zusätze einen sittenreinen Roman zu einem im innersten Wesen gemeinen Erzeugnis einer perversen Phantasie machen können. In diesen fast sechshundert Seiten qualmt die ekelhafte Stickluft des Verbrechens und der Folterkammern; der Ton ist lüstern von Anfang bis zu Ende. Aber weil ich den Schmutzerzeugnissen der Mayschen Phantasie noch ein eigenes Kapitel widmen muß, hier also nicht mit langen Beweisführungen mein Ziel hintanhaltan darf, so will ich mich der Forderung bequemen und nach dem Originale greifen, nach dem ersten, allerersten Hefte dieser Kolportageausgabe, bei dem eine Änderung nicht nur aus inneren Gründen, sondern auch gemäß der Angaben Mays völlig ausgeschlossen ist. In der Tat: wir stoßen Schritt für Schritt auf Änderungen. Schon gleich auf dem Titelblatte dieser mit schauerlichem Geschmack illustrierten Originalausgabe lesen wir: „Großer Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft von Capitän Ramon Diaz de la Eskosura.“ Und während die spätere Buchausgabe die einzelnen Kapitel nur numeriert, verkündigt im Original ein Titel sehr verheißungsvoll den „Kampf um die Liebe“. Während das Buch nur von einem „schwarzen Ordenskleid“ spricht, heißt es in der früheren Kolportageausgabe: „ihr schwarzes, häßliches Ordenskleid“. Ich sehe mich veranlaßt, einige Gegenüberstellungen zu machen.

Früheste Kolportageausgabe.

„... fragte sie mit einem sehr impertinenten

Spätere Buchausgabe.

„... fragte sie mit einem sehr impertinenten

Zwinkern ihrer divergierenden, sich hin und herbewegenden Augen.“ (S. 11.)

„das Kind unserer heißen Liebe.“  
(Wort der Nonne. S. 12.)

„Dieses Röckchen wurde um die schlanke Taille von einem in Gold und Perlen reich verzierten Gürtel zusammengehalten, welche die Weichheit, Fülle und schöne Rundung der Hüften trefflich hervorhob. Darüber schimmerte ein kurzes Röckchen ...“ (S. 12.)

Zwinkern ihrer schielenden Augen.“ – (S. 26.)

„unser Kind“ (S. 26.)

„Dieses Röckchen wurde um die schlanke Taille von einem in Gold und Perlen reich verzierten Gürtel zusammengehalten, der die Weichheit und Rundung der Hüften trefflich hervorhob. Darüber schimmerte ein kurzer Rock ...“ (S. 27.)

Aus diesen gelegentlichen Proben erkennen wir allerdings eine Änderung in der späteren Buchausgabe, aber nur im Sinne einer Kürzung und Milderung der lüsternen Stellen. Die Maysche Urausgabe war nicht nur nicht sittenrein, sondern sogar noch um ein Erhebliches gemeiner als die spätere Buchausgabe.

Wir werden uns damit noch ausführlicher befassen. Hier hatten die Proben nur die Echtheit der ersten „katholischen“ Äußerungen Old Shatterhands zu beweisen.

Im Jahre 1879 brachte der „Deutsche Hausschatz“ eine kleine Erzählung „three carde monte“, die zwar äußerlich sauber erschien, aber derselben rohen Einbildungskraft eines ungebundenen, zu Gewalttaten neigenden Geistes entsprungen war. Bald erkannte jedoch der Verfasser dieser Kümmelblättchen-Geschichte, wo sein Weizen blühte, und er begann so hübsch langsam, aber stetig die berühmte Entwicklung des „Gewaltmenschen“ zum „Edelmenschen“, d. h. er ließ beide hübsch nebeneinander her einen Wettlauf veranstalten. Dieser Wettlauf war so lange Zeit möglich, weil bei der völligen Abschließung der katholischen Kunstbestrebungen und bei der gänzlichen Teilnahmslosigkeit der nichtkatholischen Kreise an unserem Geistesleben eine unüberbrückbare Kluft die Entdeckung unmöglich machte. Außerdem hüllte sich der Kolportage-May in das geheimnisvolle Dunkel eines pikanten Pseudonyms. Zehn Jahre nach seinem Debut im „Hausschatz“ war May durch und durch katholisch. Wer hätte damals in ihm ein Mitglied der evangelisch-lutherischen Konfession vermutet! Und so nahm ihn Heinrich Keiter 1892 in den zweiten Jahrgang seines „Katholischen Literaturkalenders“ auf. May wehrte sich dagegen so wenig, daß er sogar selbst die Literaturangaben machte. Auffallend dagegen ist, daß May im ersten Jahrgange (1891) noch nicht genannt wird, obwohl er längst auf den Höhen seines Ruhmes wandelte. Schon vor seinem Katholizismus hatte er den famosen Dokortitel in die Literaturkalender mitgebracht.

Auch im „Kürschner“ war May damals schon zu finden. Dem Professor Dr. Schumann gegenüber sagt er: „Und so war auch nicht ich es, sondern er (Kürschner), der das Kreuz (Zeichen des Katholizismus) vor meinen Namen setzte, genau wie bei allen andern, die er in Heinrich Keiters Kalenders stehen fand.“ („Radebeuler Tageblatt“ 19. November 1904.) Das sieht so aus, als habe Kürschner die Angaben über May aus Keiter übernommen. Dem ist aber wesentlich anders, nämlich umgekehrt. Zuerst erschien „Dr.“ Karl May in Kürschners Literaturkalender (1891) und erst ein Jahr darauf tauchte er im Keiter auf. Bekanntlich läßt Kürschner, wo es anders nicht besonders vermerkt ist, nur die Schriftsteller selbst sprechen: May hat jede einzelne Angabe über seine Herkunft und sein Schaffen höchsteigenhändig in den alljährlich vorgelegten Fragebogen eingetragen. Und da finden wir nun von 1894 an vor seinem Namen das Kreuz, später das „k“. Er hat sich also selbst als Katholiken bezeichnet. „Weshalb May dies getan hat?“ fragt Schumann und antwortet selbst mit lakonischer Deutlichkeit: „Ganz einfach des Geschäftes wegen.“ Kürschner soll aus Keiter etwas ohne Vorwissen eines Schriftstellers übernommen haben! er, dem man ja gerade vorwarf, daß er sich um den Keiter zu wenig scherte. Mays Ausrede gewinnt aber noch an Charakteristik durch die Behauptung: „Auch war mein persönliches Verhältnis zu Professor Kürschner ein derartiges, daß es zwischen uns der von Ihnen erwähnten ‚Zeichen‘ nie bedurfte.“ Also wäre die Duldung eines Zeichens für Mays Katholizismus doppelt schlimm gewesen, zumal, wo, wie wir schon hörten, May selbst seinen Geburtsort „Hohenburg“ statt „Hohenstein“ „an Kürschner zur Berichtigung“ „meldete“. Und dann, als Herr May aus dem Keiter gestrichen wurde, und als ihn die öffentliche Kritik zwang (1905), das „k“ wie das „Dr. phil“ im Kürschner zu streichen, da hätte ja May, wenn es ihm ernst mit seinen Versicherungen war, Grund zur Freude gehabt. Aber er hat nur lamentiert.

Max Dittrich sagt in „Karl May und seine Schriften“ (1904): „Über die Religion und den Glauben eines Mannes wie Karl May kann niemand Aufschluß geben, als nur allein er selbst! Und das hat er am

ausführlichsten und seit über zwanzig Jahren in seinen Werken getan. Solange man seinen Glauben noch nicht kennt, hat man auch diese seine Bücher noch nicht gelesen, nicht verstanden. Er hat niemals seinen Glauben verborgen gehalten. Gewiß jeder Bogen seiner nun weit über vierzig Werke enthält ein ehrliches, offenes und warmherziges Bekenntnis seiner Religion“ (S. 114).

Ein solches „Bekenntnis“ haben wir schon gehört, nun wollen wir uns einmal nach den andern umsehen.

Die unzweideutigste Unterscheidungslehre der katholischen Religion ist ohne Zweifel die Lehre vom Primat. Den aber verfißt Marah Durimeh mit der Bestimmtheit einer Katechismusantwort. Sie ruft in ihrer Höhle aus: „Auch ich habe heut um Mitternacht das Christentum verkündet, aber nicht das Christentum des Wortes, über dessen Sinn die Abgefallenen streiten, sondern das Christentum der Tat, daran niemand zweifeln kann. Züchtigt die Bösen, und sie werden es euch später danken, während die Guten, die sich nach Erlösung sehnen, euer Nahen mit Freudigkeit begrüßen werden. Sendet nicht Boten, die wie einzelne Funken im Meere verlöschen, sondern sendet Männer, vor denen sich der Unterdrücker fürchtet; dann werden die Berge jauchzen und die Täler jubilieren; das Land wird Segen bringen zu jeder Zeit, und es wird das Wort von einem Hirten und einer Herde sich erfüllen. Hat nicht dieser eine Hirt bereits seinen Statthalter auf Erden? Warum wendet ihr selbst euch von ihm weg? Kehrt zu ihm zurück; dann seid ihr einig, und die Macht dessen, der euch sendet, wird die Erde zu dem Belad el Kuds machen, in dem Milch und Honig fließt!“ ([„]Durchs wilde Kurdistan.“ 51.–55. Tausend. S. 634.) Man wird mir einwenden, das sagt ja May nicht selbst; ich aber sage dazu: das schreibt May selbst. Und dann identifiziert er sich der Marah Durimeh gegenüber mit diesen Boten, die ja in den innigsten Zusammenhang mit dem Papste gebracht sind. Außerdem ist diese alte Chaldäerin die höchste Lehrgestalt der Mayschen Erfindungen, ja er sieht in ihr die Verkörperung der „Menschheitsseele“. Konsequenterweise ist Herr May nicht, und schon aus diesem Grunde kann er auch nicht sein, was er so gerne wäre, ein Philosoph. Denn während er (so jüngst in seinem zweibändigen „Ardistan und Dschinnistan“) seine Marah Durimeh noch höher entwickelt hat, um ihr die Züge eines wesentlichen Ideals zu verleihen, hat er sie von der Papstlehre weg zur Trägerin eines verschwommenen Interkonfessionalismus gemacht. Das will seltsamerweise die „Augsburger Postzeitung“ immer noch nicht einsehen.

Daß nun die Marienverehrung nicht zu kurz kommen durfte, versteht sich von selbst. Der rote Gentleman „Winnetou“ stirbt unter den Klängen eines von Old Shatterhand selbst gedichteten und von ihm (und anderen) dem mäßigen Texte entsprechend in mäßige Musik gesetzten Marienliedes. Der große „Katholik“ May vergißt aber die Hauptsache: die Taufe.

Aber noch besser: Karl May schreibt eigene Marienlegenden, fromme Bekehrungsgeschichten für den „Regensburger Marienkalender“. Im Jahre 1891 hatte er da mit „Christus oder Muhammes“ (Sp. 161 ff.) begonnen, und bereits ein Jahr darauf (1892) durfte er es wagen mit einer „Mater dolorosa“ (Sp. 151 ff.) hervorzutreten, die sich jetzt in „Orangen und Datteln“ (36.–40. Tausend. S. 545 ff.) findet. Es ist eine höchst lächerliche Geschichte von Kara ben Nemsj, der mit seinem Stutzen die Wahrheit des katholischen Glaubens beweist, aber trotz aller Renommance und tiefenden Salbung es nicht fertig bringt, einen innerlichen Zusammenhang zwischen der Bekehrung und seinem Akrobatentückchen herzustellen. Solche Leistungen sind es vor allem, an die ich lachend denke, wenn die Maylinge mit der von ihrem Meister geprägten Formel „Jedermann weiß“ sich das Geheimnis von der „Menschheitsseele“ ins Ohr tuscheln. Ganz dieselbe Geschichte „in Grün“ lautet: „Maria oder Fatima“ („Auf fremden Pfaden“, 31.–35. Tausend. S. 455 ff.) und spielt am Tura-Gharagebirge. Da hört May ein Glöcklein läuten und er faltet die Hände zum Angelus, indem er der „Heimat“ denkt. Will er da nicht weismachen, daß er einer katholischen Umgebung entstamme? Er findet einen Greis, der noch den Rosenkranz vom „Engel des Herrn“ her in der Hand hält! Und in einer Gemeinde von Christen, die ohne Priester allerlei seltsame Glaubensformen angenommen haben, feiert er das Rosenkranzfest am ersten Sonntag im Oktober. Und wie? in Wort und Tat. In Wort: er hält eine Predigt über das Gebet (selbstverständlich „über eine Stunde lang ohne Vorbereitung“); in der Tat: er beweist die Wahrheit der katholischen Mariologie mit seinem Stutzen. Ist das nicht ein echt katholischer Satz? „Die dortigen Christen haben, ohne daß sie es ahnen, von den früheren Sektierern und dem Islam so viel in sich aufgenommen, daß es einer langjährigen, treu ausharrenden Missionstätigkeit bedarf, dieses verunstaltete und fressende Moos vom Baume des wahren, reinen Glaubens zu entfernen“ (S. 470). Gott sei Dank, der große Theologe May, er „Selbst“, die personifizierte Vorsehung Gottes, hat vorgearbeitet.

Wir sehen schon in diesen Proben: es dreht sich allezeit um „Bekehrungen“. Karl May hatte sein Publikum kennen gelernt. Aber dieses merkte nicht, daß ihm nicht die wahre „Bekehrung“, sondern nur ein widerliches Zerrbild, eine armselige Proselytenmacherei aufgetischt wurde. Einige Seiten vor der erwähnten Geschichte sagt er in „Der Kys-Kaptschiji“ (S. 395): „Das Betrübendste dabei ist, daß die Armenier Christen sind. Es ist mir nicht nur einmal oder mehrerer Male vorgekommen, sondern sogar sehr oft, daß Mohammedaner mich nur deshalb als Christen verachten zu müssen glaubten, weil sie mit armenischen Schismatikern schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Und hier berühre ich einen wichtigen Punkt, indem ich mit Absicht das Wort *Schismatiker* gebrauche, denn gerade diese sind es, auf welche ich mein Urteil angewendet wissen möchte.“ –

Es ist ein seltsamer Zufall, daß der bekannte Weltreisende Dr. P. Müller-Simonis („durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien“. Mainz, Franz Kirchheim, 1897) gerade an den ersten Oktobertagen in derselben Gegend sich aufhielt. Müller-Simonis gibt uns genaue Auskunft über die kirchlichen Verhältnisse, aber vom Rosenkranzfest bei ihm, dem Priester, keine Spur. Er bläht sich auch nicht auf, wie May, mit der Gefährlichkeit der kurdischen Gebirge, sondern erzählt schlicht und einfach im Tone des bescheidenen Gelehrten. Wer aber je seine Schilderung von Land und Leuten las, der greift es mit Händen, daß May nie in seinem Leben den Fuß auf kurdisches Räubergebiet gesetzt hat. Ja, wenn Herr May eine Ahnung von der Verschiedenheit der Liturgien im Orient und Okzident, für deren Versöhnung er „bekanntlich“ tätig ist, gehabt hätte, dann hätte er sich wahrlich gehütet, seinen in Freiheit dressierten Bären so patzig in Deutschland herumzuführen.

Diese Beweise für den „Katholizismus“ des Herrn May ließen sich verzehnfachen. Spricht er doch von den „sieben Sakramenten“ als einer ganz selbstverständlichen Sache. Dr. Krapp erfand in dem großen Dilemma für seinen Freund die Formel: „May ist zwar formell Protestant, im Herzen aber Katholik.“ Abgesehen davon, daß wir aus dem „Waldröschen“ bereits wissen, wie dieses katholische „Herz“ beschaffen ist, ahnte Krapp wirklich nicht, welche furchtbare Urteil er mit seinem Satze (Vortrag in Bamberg) über May gefällt hat?

Aber May hat sich (auch außerhalb seiner Bücher) als formellen Katholiken bezeichnet. Ich will einmal darüber ein persönliches Dokument reden lassen. Ein bekannter geistlicher Schriftsteller stellte im Anschluß an eine meiner Kritiken bei May die direkte Frage nach seinem Katholizismus und erhielt von ihm im Januar 1901 die Antwort: „Also ein Kritiker hat Zweifel ausgesprochen, ob ich katholisch oder *sonst was sei*? ... Die Post bringt mir täglich fünfmal Briefe. Könnten Sie die Wünsche und Klagen lesen, welche in diesen Tausenden von Zuschriften an mich gerichtet werden, Sie würden, ganz so wie ich, auf diesem Gebiete nichts mehr für unmöglich halten! Und aber doch! Eines schien sogar mir bisher unmöglich, nämlich daß Jemand, der meine Bücher gelesen hat, mich nach meinem Glauben fragen könne. In ca. 40 Büchern und vielen, noch ungesammelten Journalbeiträgen habe ich über diesen meinen Glauben so deutlich gesprochen, daß grad er es ist, von welchem die meisten der erwähnten Zuschriften handeln! Und ein Kritiker, welcher, wenn er über mich urteilen will, meine Werke doch ganz anders als ein gewöhnlicher Leser durchdacht haben muß, hat in ihnen noch so wenig von diesem Glauben entdeckt, daß er nicht weiß, ob ich katholisch oder *was sonst sei*!!! Von ihm selbst weiß ich zwar noch weniger, ob er katholisch oder sonst was ist, da Sie, Hochwürden, mir nichts darüber sagen; auch ist mir unbekannt, was grad dieser Herr unter „katholisch“ versteht; aber da Ihnen daran zu liegen scheint, daß er über meinen allbekannten Glauben Aufklärung erhalte, und ich doch auch gern wissen möchte, um welchen Kritiker es sich handelt, so bitte ich Ew. Hochwürden, ihn zu veranlassen, sich direkt an mich zu wenden. Er kann überzeugt sein, vor mir dann eine *echt katholische* Antwort zu erhalten!“ – Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß May mit diesen geschraubten Sätzen den Fragesteller in der Meinung von seinem Katholizismus erhalten wollte. Tatsächlich war der Adressat von nun an über Mays Orthodoxie nicht mehr im Zweifel. May selbst ist es, der auf die vielen Briefe hinweist, worin der Glaube an seinen Katholizismus niedergelegt ist. Wir brauchen nur die 178 Briefe im „dankbaren Mayleser“ zu überfliegen, um zu sehen, wie sehr man May für einen Katholiken hielt. Wenn ihn einzelne Geistliche als „Mitarbeiter in der Seelsorge“ (No. 79) preisen, durch den „die göttliche Gnade“ „schon mehr gewirkt hat, als durch Manche von uns Priestern“, in dessen „Werken“ (No. 17) „das Christentum in überirdischem Glanze“ „emporleuchtet“, und wenn sie ihn ferner (No. 13) als „eine Bildungsgelegenheit ... namentlich für einen Geistlichen“ bezeichnen, als einen „Säkularmenschen“, „den größten Schriftsteller Deutschlands“ (No. 5), dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn den

salbungstriefenden Apostel zahlreiche fromme Seelen umschwärmen. Hat sich doch ein Pfarrer (No. 5) zu folgender Geschmacklosigkeit verstiegen: „Sie sind ein großer Theologe. Nächstens, d. h. am dritten Sonntag in der Fastenzeit, wenn ich meine Gemeinde zur Beichte vorbereite, werde ich den Tod Ihres ‚Old Wabble‘ auf die Kanzel bringen, wörtlich, um in meinen Pfarrkindern Reue und Leid zu erwecken. Ich habe nämlich auch Hartgesottene! Schade, daß die Sache zu lang ist! Zu zwei Predigten gehts nicht gut, und streichen möchte man nicht, weil alles so schön ist. Klarer, wirksamer habe ich die Erweckung der Reue nach allen Richtungen noch nicht gehört und gelesen!“ Vor solchen Ergüssen verstummt schamrot die Kritik; aber eines sehen wir: May galt überall als Katholik. Die Bischöfe hätten ihm sicherlich ihre Empfehlungen sonst nicht gegeben.

Noch am 20. Februar 1902 war im „Rhein- und Moselboten“ (Koblenz; inzwischen eingegangen) zu lesen, daß Mays eigene Schwester den Bruder als „Katholiken“ bezeichnete. Und noch mehr: E Bollow (Leubus) hat ihm im „evangelischen Gemeindeblatt“ „Der Protestant“ (2. Jahrgang. 1898. No. 1. 1. Januar) folgendes Lob gespendet: „May ist überzeugter Christ, aber sein Christentum hat draußen in der weiten, wilden Welt die dogmatischen Härten verloren und erhebt sich zu einer oft johanneisch anmutenden Höhe und Duldsamkeit, Ihm kommt es immer zuerst auf das Christliche, das wahrhaft Religiöse an, und dann erst auf die konfessionelle Ausprägung, gegen die sich vom evangelischen Standpunkt manchmal Einwendungen machen lassen – ein auch in dieser Beziehung seltener Charakter in der Kirche Roms.“ (Sp. 16.)

Die plötzliche Entdeckung von Mays wahrer Konfession mußte fürchterlich wirken. So hätte man meinen sollen. Aber nein: alle die eingefleischten Maylinge, die ihn vorher als Apostel und non plus ultra eines Katholiken gepriesen hatten, blieben ihm treu und bewiesen wiederum, daß ihnen das Religiöse an May höchst schnuppe war, und daß etwas ganz anderes sie an eine solche Lektüre fesselte. Denn was war geschehen? Karl May war ihnen allen entgegengekommen. Er hatte im Dezember 1906 der Passauer „Donauzeitung“ sein Credo eingereicht (abgedruckt auch in der „Augsburger Postzeitung“ am 27. Januar 1907). Darin stand es ja klipp und klar. „Ich glaube an die einzige, alles umfassende katholische Gemeinde der Gläubigen, zu der ein jeder gehört, der den Pfad des Erlösers wandelt. Das ist die christliche Kirche.“ So etwas genügte natürlich auch der Maygemeinde. Sie sah den Pferdefuß nicht, sie sah ihn noch nicht einmal in folgenden drei Punkten:

„Ich glaube an die himmlische Liebe, die zu uns niederkam, für die Sterblichen den Gottesgedanken zu gebären. Indem sie dieses tat, wurde sie für uns zur Gottesmutter. Sie lebt und wirkt, gleichviel, ob wir sie verehren oder nicht. Sie ist die Reine, die Unbefleckte, die Jungfrau, die Madonna!

Ich glaube an den von ihr Geborenen, den Sohn des Vaters. Nur dadurch, daß er Mensch wurde, konnte er uns den Vater offenbaren. Und je tiefer er sich in die Menschheitsqual versenkte, um so überzeugender mußte diese Offenbarung sein. Er ist unser Führer, unser Ideal, der Weltenheiland, der Erlöser!

Ich glaube an die göttliche Gnade, die diesen Heiland nun auch in unserem Innern geboren werden läßt, um uns wie ihn durch Leid und Tod zur Auferstehung und zur Himmelfahrt zu führen. Sie wird ausgegossen über alle Welt und spricht in allen Zungen. Sie ist der heilige Geist!“ –

Und dazu sagt May großartig: „Mehr kann wohl niemand geben.“

Wie diese „katholische“ Kirche zu verstehen sei, an die May zu glauben beliebte, erfuhren wir gar bald: seine allgemeine christliche Kirche ist nichts anders als eine tolerante Weltverbrüderung, ein aus dem Absud aller Religionen aufsteigender Liebesdusel. (Vgl. „Und Friede auf Erden“ 16.–20. Tausend. Sowie die späteren „Romane“). Dr. P. Rentschka hat diesen Glauben in mehreren Artikeln der „Germania“ (Dezember 1908; „Karl Mays Selbstenthüllung“) nach allen Seiten hin genugsam beleuchtet und abgelehnt.

Schon 1904 hat Dittrich in „Karl May und seine Schriften“ aus einem Briefe Old Shatterhands folgende Stelle mitgeteilt (S. 102): „Ich kam von Nazareth, der Herrlichliegenden, wiederholt nach dem See Genesareth. Ich sah die Stätten im Osten, von denen Bethsaida, Corazin, Gamala und Amatha verschwunden sind. Und wie viel fand ich noch vor von Chorassin, von Kapernaum, Magdala, Arbela und alle den andern? Nur Tiberias ist übrig; was aber ist sie heute? Nur der lebt und ist sich gleich geblieben, der erinst dort von dem Vater lehrte, dessen Kinder alle, alle Menschen sind. Genau so wie mit diesen biblischen Orten, ganz so wird es auch mit Euren konfessionellen Absonderungen sein. Wer nach wieder zweitausend Jahren um die Ufer des Christentums wandert, wird von dem allen nichts mehr finden, als höchstens ein auch schon ruinenhaftes Tiberias.“

Nun löse mir einer das Rätsel: Wenn Droop in seinem schon erwähnten Buche Karl May als Katholiken bezeichnet<sup>1</sup>, so haben wir es nur mit einem Mangel an historischem Wissen zu tun, aber wie kommt die „Augsburger Postzeitung“, die sonst so sehr – wenigstens bei andern – auf Orthodoxie bedacht ist, dazu, nicht nur May im allgemeinen, sondern gerade den interkonfessionellen May, den Gegner der „alleinseligmachenden“ Kirche in allen Tonarten zu preisen und noch dazu nach all unseren Enthüllungen? Ein Amand von Ozoroczy (Stendal) schrieb in ihr (6. April 1910; No. 76) gerade mit Bezug auf die Idee der Weltverbrüderung: „Dieses Laienapostolat übt May von einer seelischen und geistigen Höhe herab, die ihm einen viel weiteren und umfassenderen Gesichtskreis gestattet, als er uns mit vielen unserer erbeingesessenen Anschauungen heute noch möglich ist.“ Ozoroczy schwärmt für Mays Kunst: „ ... Die Sprache edel, schwungvoll, voll musikalischen Gefühls, eine stramme, oft dramatisch bewegte Dialogführung, ein ausgeprägt lyrischer Sinn, ein tiefes Naturgefühl, eine goldglänzender, jugendfrischer Humor, eine plastische, schier kinematographische Treue der Wiedergabe von Mensch und Tier, daß man jedes Pferdehaar im Winde spielen zu sehen vermeint. Alles groß, breit und wuchtig, wie al fresco hingesezt.“ Da wäre ich aber einmal begierig, dieses offenbar sehr jungen Herrn von Ozoroczy Urteil über Dante, Shakespeare und Goethe zu hören, denn alle Superlative hat er ja an May verschenkt. Es gibt Leute, die anders denken und in May sogar einen Verderber des Stils und jeglichen Kunstgefühls erblicken. Daß May in religiöser Hinsicht in Gegensätzen jongliert, kann niemanden wundern, der seine Schriften kennt. Denn gerade das Gegenteil von dem, was Ozoroczy sagt, trifft zu: Herrn May mangelt die Achtung vor der Wirklichkeit und Wahrheit. Kinematograph, ja, das war das richtige Wort; dafür wollen wir der „Augsburger Postzeitung“, dankbar sein. Kinematographisch gibt sich Mays Kunst und Mays Religion. Noch Grammophon dazu, denn das gehört ja zu den „lebenden, sprechenden, singenden Bildern“ der Neuzeit. Was sagt der Apostel? „Tönendes Erz und klingende Schelle.“ Und so finde ich vielleicht des Rätsels Lösung darin, daß ich die „Augsburger Postzeitung“ für eine verkappte Humoristin halte. Sollte ich mit dieser Lösung im Rechte sein, dann hätte die „Augsburger Postzeitung“ ihre Sache allerdings geradezu vorzüglich gemacht.

Es bedurfte vieler Winkelzüge in der Hochburg Bamberg und im Trio Augsburg-Passau-Aachen, um sich den „neuesten“ May mundgerecht zu machen. Heinrich Wagner, der Chefredakteur der „Donauzeitung“, beschwichtigt seine Zweifel sehr einfach. „ ... es wird ihm (May) direkt der Vorwurf des Katholisierens gemacht. Soll das wirklich ein Fehler sein? Mit nichten! Wenn May katholische Einrichtungen bespricht und sie zu seinen Schilderungen benutzt (sic!), so ist doch in erster Linie zu untersuchen, ob nicht vielleicht eine katholische Einrichtung lächerlich gemacht wird. Da dies von May niemals geschieht, sondern vielmehr gerade manche katholische Einrichtung, z. B. der Marienkult, als ideal hingestellt wird, so gibt das nicht die Berechtigung, May deshalb zu tadeln; der katholische Leser wird sicher niemals ein Ärgernis an diesen Schilderungen deshalb nehmen, weil Karl May äußerlich nicht der katholischen Kirche angehört ... Wir, die wir die Gesetze der Kirche ausschließlich anerkennen, werden May in die Reihe der Religionsphilosophen verweisen, ohne daß wir seine Anschauungen zu den unserigen machen.“ („Karl May und seine Werke.“ S. 19.) Mit dieser oberflächlichen Abfertigung hat aber Wagner den Unwillen des Altmeisters von Radebeul erregt: seine Broschüre gilt unter Maylingen als eine schwache Leistung, die das Wesen des „Religionsphilosophen“ nicht erfaßt hat. Vorwürfe, gegen die man keine Beweise hat, muß man ganz anders anfassen; dafür hat May in seinen Annoncen und Flugblättern schon genug Beispiele aufgestellt. Wenn jemand behauptet, Herrn May sei „nachgewiesen“, daß May nicht Katholik, sondern Protestant sei („Stern der Jugend“), dann muß man schreiben: „Ich erinnere an § 2 des Jesuitengesetzes und an alles das, was sich an den verschiedenen Orten (auch Fürstenhöfen) zugetragen hat. Wer wahrhaft christlich gesinnt ist, rüstet schleunigst ab! Da schreit plötzlich ein priesterliches Blatt so laut wie möglich in alle Welt hinaus, daß der Protestantismus zu denjenigen Dingen gehört, welche man sich um aller Welt willen ja nicht ‚nachweisen‘ lassen möge.“ (Dittrich, a. a. O. S. 115; echt Maysche Stilübung).

Und wenn jemand behauptet, May habe „katholisiert“, dann muß man ein dummes Gesicht machen, wie May mir gegenüber in der „Freien Stimme“, und im Tone flammender Entrüstung ausrufen: „Man

---

<sup>1</sup> „Hier, wo es gilt, die Wahrheit zu finden über einen Mann, der von Protestanten, besonders von der protestantischen Jugend begeistert verehrt wird, und der andererseits, obwohl Katholik, von der katholischen Presse aufs heftigste angefeindet worden ist – Karl May, der voll Schmerz über die Zerrissenheit der Christusgläubigen an den Kernpunkt des Christentums, die Lehre von der Liebe, immer wieder erinnert, an die Liebe, die alles versöhnt und eint.“ (Vorwort.)

nenne mir einen Menschen, den ich jemals ‚katholisiert‘ habe! Ich bin ‚Christ‘, kann also in jedem Literaturkalender verzeichnet sein, sei er protestantisch oder katholisch.“

Der Situationsplan der Mayschen Taktik zeigt also folgende Marschroute: der Gewaltmensch May schreibt antikatholisch und lüstern, der Edelmensch May aber katholisch und rein. Beides ist profitabel. Da aber eine solche Parallele auf die Dauer unmöglich sein muß, den größeren Erfolg aber doch der Edelmensch aufzuweisen hat, so wird der Gewaltmensch gegen eine Leibrente in den Ruhestand versetzt. Bald aber hat der Edelmensch May den Katholizismus nicht mehr nötig; er kann daher so nach und nach dem Gewaltmenschen wieder etwas Beschäftigung geben, und diese besteht darin, dem Katholizismus mit dem bekannten Faustschlag Shatterhands eines zu versetzen<sup>2</sup>, so daß er zwar nicht gerade jetzt schon stirbt, aber doch ohnmächtig und unschädlich daliegen muß.

Die „Kölnische Volkszeitung“ hat recht behalten: „Wir können uns nicht helfen, uns ist der Mann zu fromm!“ Karl May war nichts als ein schöner Traum, eine Sehnsucht nach dem großen katholischen Dichter. Viele hat er erbaut und getröstet, mag sein, denn es gibt leider so viele, die Trost und Erbauung erst aus zweiter Hand nehmen und wie der Herodes in den „Heiligen drei Königen“ des schwäbischen Dichters Weizmann hinterm Ofen ein Loblied anstimmen über ein „aufg‘wärmtes Kraut“. Die Armen! sie ahnten es nicht, daß sie voll besaßen, was sie hier so teilhaft suchten, ja daß sie nur Brosamen bekamen, die von ihrem eigenen Tische gefallen waren. Karl May aber darf dem Katholizismus gar sehr dankbar sein; es war ein dauerhaftes Kleidungsstück, schier dreißig Jahre hat’s gehalten, dieses Mäntelchen, dieses katholische Mäntelchen. –

---

Aus: Über den Wassern, Münster. 3. Jahrgang, Heft 8, April 1910, S. 271-280.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Januar 2018

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu auf den famosen Ausfall Mays auf den „Ultramontanismus“ in seiner Annonce gegen Schumann.